

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1914

328 (26.11.1914) Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

(Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.)

Deutsche Musik.)

England führt Krieg wider die deutsche Musik und will von Haydn'schen, Bach'schen Chören, und will von Beethoven's Symphonien, von Mozarts und Wagners Melodien und all unser Meister Wunderwelt keinen Ton mehr hören, weil ein jeder ins Ohr ihm gest: „Hört und seht gegen wach ein Volk ihr steht in schimpflichem Krieg!“

Da nun die göttlichen Meister schweigen, wollen wir eine andere Musik, auch deutschen Geistes, ihnen geben. Die sollen sie hören, ob sie wollen oder nicht, bis ihnen das Trommelfell bricht! Eine deutsche Musik! eine Teufelsmusik! kein Trill und zart Gequid, eine Musik, die ein jeder versteht, die von Herzen und zu Herzen geht, geschrieben mit blutigen roten feuerflammen Noten. Deutsche Gewehre sollen die Flöten sein. Deutsche Kanonen drummen den Bass darein. Deutsche Schwerter sind die Geigenbogen, breit über britische Naden gezogen. Unsere Kolben krommeln dumpf und hell auf britischem Fell.

Als sie die Duvertüre vernommen, wurden die Hörer im Saal, wurden Frankreich und Belgien fast und England erbebt. Weh ihm! wenn sich der Vorhang hebt und unsre Musikanten kommen über den Kanal!

Will Vesper.

*) Vom Großen Krieg. Gedichte von Will Vesper. Verlag C. H. Beck, Oskar Beck, München. Preis 80 J.

In der Kampfeslinie bei Reims.

Von W. Scheuermann, Kriegsberichterstatter.

Großes Hauptquartier, 18. November.

Wenn Jeanne d'Arc von ihrem Sockel vor der Kapelle in Reims stiege, um den Schicksal welche sie dort befehlt haben, als hollische Französin eine Gegenwärtige in der Schlachtengrabenlinie südlich der Stadt zu machen, so würde sie erstaunt sein, wie sich die Gegend verändert hat. Die Klaffen der Champagne sind schon seit Monaten zu einer ganz sächsischen Gegend geworden. Der Gang der Kriegsbereitschaft hat die sächsischen Regimenter genötigt, sich in einem weit ausgedehnten Operationsgebiet für lange Zeit festzusetzen, und da haben sie sich denn so häuslich eingerichtet, wie es nur möglich war.

Sie in der Völkerveränderung die nach dem Weiten vordringenden Germanen ihren Wohnsitz so gern die Einwanderer in Nordamerika für Schwarzwaldhütten oder Heidehöfen auf der Sandsteine neu zu Ehren kommen lassen, so haben die religiösen Sächsen ein Stück der Topographie ihres Königreiches auf die Champagne übertragen. Das ganze ausgedehnte Operationsgebiet ist mit Wegweiser versehen, die nicht nur gut deutlich sind, sondern manchmal sogar starke Leipziger oder Dresdener Dialektanfänge aufweisen. Und die Jägerbalkone haben bei der Benennung der neu angelegten Waldwege der Sehnsucht nach den schönen heimatischen Bergpfaden ganz rührend Ausdruck gegeben.

Der Mittelpunkt dieses neu-sächsischen Landes, dessen Karte in der Kriegsgeschichte eines der humorvollsten Blätter bleiben wird, ist aber nicht etwa Neu-Dresden, Neu-Leipzig oder Neu-Chemnitz, sondern der „Höhenluftort Oberbärenburg“. So heißt jetzt ein Platz an der höchsten Gebirgsgehänge, von deren Gipfel man einen entzückenden Ausblick weithin über die Umgebung hat und von wo aus man einen großen Teil der kriegerischen Vorgänge wie in einem Panorama überblicken kann, wenn das Wetter klar ist. Trotz dieser hervorragenden Lage bieten die nahe dem Gipfel wäsenden Bodeneinsenkungen auf Kilometer im Umkreis die größte Sicherheit gegen die schweren Geschosse, mit denen der Feind fortwährend das ganze Gebiet bestreut. Deshalb sind hier oben die Kasernen für die von mehrtägigem Aufenthalt in den Schlachtengraben abgelösten Truppen und die Erholungsstätten für Leichtertruppen. Ganze Straßenzüge von Höhlenwohnungen winden sich an den Berghängen hin und schmale Fußwege führen bald zu Einzelhäusern, in denen nur ein paar wegen aufstrebendem Schuppen abgehobelter Infanterie wohnen, bald zu größeren Schlafgebäuden und geräumigen Versammlungsbüchern, wo die gesamten Mahlszeiten eingenommen und die langen Tage mit fröhlicher Kurzweil, einem Männerfrat und Gesang gekürzt werden.

Der Weg von hier bis zur vorbersten Schützenabteilung ist noch ziemlich weit. Aber dank der guten Markierung kann man ihn nicht verfehlen. Man muß nur immer den Wegweiser zur „Einsiedel“ folgen und sich an der Abzweigung des Pionierweges, der zum Pionierdepot führt, und des Feldschützenweges, der bei dem Abzweigung endet, immer geradeaus halten.

Die „Einsiedel“, die viel bewunderte Höhlenvilla des Majors von Einsiedel, ist der Mittel-

punkt eines ganz neu erschlossenen unterirdischen Kulturzentrums. Bis hierher reicht das Telefon, welches die vorderste deutsche Schützenlinie mit dem Brigadecommando und mittelbar auf langen Drahtstrahlen durch das Operationsgelände hindurch mit dem Heimatlande und mit der Reichshauptstadt Berlin verbindet. Hier steht die hölzerne „Einsiedel“, an der täglich die Berichte des großen Hauptquartiers und eine Reihe anderer Kriegsnachrichten angeschlagen werden. Auch die neuesten Zeitungen, welche die Feldpost bringt, werden hier zur allgemeinen Kenntnisnahme aufgehängt. Leider sind sie meist schon recht altbacken geworden, ehe sie hierher gelangen. Aber den aufmerksamen Leser hier draußer entschädigt die Stimmung, die ihm aus unsrer deutschen Mätern entgegenweht. Er wird froh in dem Bewußtsein, wie unerschütterlich fest die Acker zu Hause an den bisherigen Erfolg ihrer tapferen selbigen Jungen glauben, und er freut sich, daß er, wenn auch etwas später, doch alles das zu lesen bekommt, was Mutter daheim im Behnisch gelesen hat als sie ihm die diesen Wintertrümpe fristete. Als ich an der Einsiedel stand, war gerade eine von uns mitgebrachte Berliner Zeitung neu aufgehängt worden, aus der ein Gefreiter etwa 20 Mann vorlas, die sich lautlos um ihn drängten, und nur hin und wieder seine Worte mit einem kurzen Ausruf der Zustimmung oder Begeisterung unterbrachen. Und ich freute mich des Anblicks, der eine so schöne Illustration der großen Aufgabe der Presse war und war ich, daß auch wir Freiwilligen dem Vaterland nach besten Vermögen Kriegsdienste leisten können. Denn wie könnte diese große überwältigende starke Stimmung, die das Ausland in Statten und Furcht setzt, so fest geschlossen erhalten bleiben, wenn nicht die Verbindung zwischen der kämpfenden Truppe und der in stiller Arbeit sie unterstützenden Heimat immer wieder durch Tausende von neuen Mätern erhalten bliebe!

Die „Einsiedel“ ist so recht ein Beispiel für die in den Feldpostbüchern in der Front so oft geschilderten und mit vollem Rechte gerühmte Bauleistungen der im Schlachtengraben liegenden Truppen. Von außen läßt der mit Nadeln bedeckte Erdboden nicht ahnen, wie viel Behaglichkeit und beinahe Schönheit er eifersüchtig in seinem Inneren verbirgt. Es gehört sogar einige Geschicklichkeit dazu, um durch den engen und niedrigen Eingang in das Innere zu gelangen, aber dann sieht man in einer kleinen mit Baumstämmen gestützten Halle, deren Decke von Rundhölzern getragen und verblendet und deren Fußboden mit Weichholz belegt ist. Das weiße Ausstattungsmodell ist aus Naturholz aus verhältnismäßig kleinen und Baumstümpfen, sehr schön und kunstvoll gebaut. Im Scheitern des blauen Bretter aus grünem Holz scheinen unsere Pioniere Meister zu sein. Aber der eigentliche „Komfort“, mit dem hier nicht etwa gepart, sondern der eher in einer überbunten Mannigfaltigkeit argchäft ist, kann nicht den Ausdruck machen, bodenmäßig zu sein. Man hat vielmehr mitten weit von den verschiedensten Stellen aus den von den Franzosen selbst zerstörten Dörfern herbeigetragen, was irgend dienlich sein konnte, um die Strapazen und Rheumatismus abzumehren. Matratzen, Decken voll Hen und Stroh, vor allem aber Bücher, Seden und Teppiche jeder Art, ein mehr als mannigfaltiges Gemisch; und doch ist das Ganze so zweckmäßig und behaglich geordnet, daß man sich in dem unterirdischen, durch einen schmalen verengten Spalt beleuchteten Räume sofort in einer gemächlichen Bleibestimmung befindet. Man vermag ganz, daß der Hauptzweck der Anlage die Sicherheit gegen die fortwährend drohenden Sprengstöße feindlicher Geschosse ist, und daß die mehrheitlich mit Balken und Erde belegte Decke gegen Vollerstreif doch keinen Schutz bieten kann. Für die Heizung ist sehr gut gesorgt. Vor kurzem sind aus der Heimat einige Hundert kleiner gasförmiger Leuchten von besonderer Art eingetroffen, die mit jedem Heizmaterial gespeist werden können und deren Rauch in langen Erdfenken niedergeföhren werden kann, so daß er dem Feind kein Ziel bietet. Wenn es aber neblig oder regnerisch ist, oder wenn die Dämmerung herabstinkt, dann kommt neben dem deutschen Feind der französische Kamtin zu Ehren, der weiß und elegant, wie aus Marmor gemeißelt, in den Kreideweg hineingestochen ist. Und beim Knistern der Scheite kommen dann die Köstlichkeiten der Villa aus ihren verborgenen Nischen hinter den Vorhängen zum Vorschein: ein gutes Buch, eine Flasche Landwein, oder gar die bei parlamentar Benutzung unglücklich dauerhafte Flasche Rum oder Kognak, aus welcher der Tee gewürzt wird.

An solchen inneren Schönheiten weiffen wir mit der „Einsiedel“ eine Reihe benachbarter Villen, so die Villa „Waldfriede“, deren Name freilich eine humoristische Contradictio ist, denn sie liegt sehr unfriedlich mitten im französisch-englischen Schußfeld; die „rumänische Hütte“, die ihre Bezeichnung davon hat, daß als Kronleuchter ein paar Vögelchen dienen, wie es nach den Verhörungen der glaubhaftesten Chronographen dieser Gegend in Rumänien üblich sein soll; und das „albanische Bierstübchen“, das wirklich die gemächliche Kneiphöhle der Welt trotz Auerbachs Keller sein könnte, wenn nur die Hauptache vorhanden wäre, der hier völlig zur Sage geworden braune Stoff.

All diese Baumerke sind von sächsischen Oberleitern entworfen und ausgeführt, und es ist schade, daß nicht eines von ihnen, so wie es steht und liegt, in das deutsche Kriegsmuseum überführt werden wird, welches wir nach dem Frieden bauen werden. Denn diese Erdwohnungen sind Denkmäler deutscher Kultur, die sich in Ehren sehen lassen dürfen.

Hinter den Schlachtengraben ist ein Friedhof angelegt, wo mancher den ewigen Schlaf schläft. Die Gräber liegen in Reihen, mit Tannenbäumchen und Ähren, welche weit aus den Gärten der zerstörten Dörfer hergeholt sind, liebevoll besetzt. Jedes Grab ist eingefaßt mit „Ansbätern“: den nicht zum Plaken gekommenen französischen Geschossen mit denen das ganze Operationsgebiet so dicht überfät ist, daß man kaum wenige Schritte gehen kann, ohne auf einen zu stoßen. Aus dem weichen Kreidestein haben kunstfertige Kameraden den Gefallenen schöne gemeißelte Grabdenkmäler errichtet, welche Kreuze mit einem Palmenzweig davor oder Weiffen mit dem Eiferkreuz, Heckenmaße, die blank aufleuchtend in den nebelverschleierten Gefilden der Champagne. Und auf den Inschriften stehen unter dem Namen und dem Truppenstück des Gefallenen tief eingeschritten die Worte zu lesen: „Schlaf in Frieden. Auf Wiedersehen!“

Aus Feldpostbriefen Karlsruher Soldaten.

Schlachtengraben bei 8. 11. 14.

Sehr geehrter Herr!

Es war am Mittwoch. Unser Bataillon sollte gerade — abends 8 Uhr — abgelöst werden und ein anderes sollte auf ein paar Tage die Schlachtengraben beziehen, da gings los: Die Franzosen versuchten einen Durchbruch durch unsere feste Stellung. Granaten, Schrapnell, Maschinengewehrfeuer, Gewehrfeuer, dann das Ping-pong des feindlichen Gewehrfeuers, das Zischen der antommenden Granaten, die Wehrufe der Verletzten, dies alles machte solch fürchterlichen Lärm, daß es unmöglich war, sich auch nur mit dem Nebennann zu verständigen. Solcher Lärm, solch Geschrei, solch Wehrufe, die so sehr das Herz treffen, solch Getümmel muß in der Hölle herrschen, es ist unmöglich, mit Worten eine solche Schlacht auch nur annähernd zu beschreiben. Sind die Eindrücke indes auch übermächtig, sind die Strapazen auch noch so groß: Wir halten aus, wir kämpfen und bluten und sterben, wenn es sein muß, für unser liebes deutsches Vaterland, für unsern Kaiser und Fürsten und für unsere Lieben zu Hause. Und so wie ich, denkst der letzte Mann im Bataillon. Seien Sie dessen gewiß.

Ihr ergebener

S. P.

Liebe Eltern und Geschwister!

Ueber die letzten drei Tage will ich kurz berichten. Am 8. November kam Befehl, einen Wald, circa 5 Kilometer vor uns, zu säubern und zu besetzen. Wir taten es. Die Nacht blieben wir liegen und froren gewaltig. Circa 400 Meter vor uns Franzosen in Schlachtengraben. Ich ging Patrouille. Die Nacht verging und der Tag verging unter Arbeit und Waldbesetzung. Abends Befehl, Dorf soll genommen werden. Unsere Artillerie beschloß es und wir rückten um 9 Uhr aus, um in die linke Flanke zu kommen.

Bei uns waren nur drei Züge, circa 120 Mann. Da unser Hauptmann krank war, befehligte persönlich unser Major. Unsere Patrouille, die voring, wurde abgelöst. Beim Vorrücken plötzlich Leuchtkugeln im Rücken, während auf rechter Flanke heftiges Geschütz, unbekannt bis auf 40 Meter vor französischen Schlachtengraben vor. Vor uns ein Bataillon und wir nur 120 Mann. Befehl: darf nicht geschossen werden. Unsere linke Flanke wird von den Franzosen umgangen, in der Meinung, wir liegen noch im Walde. Wir wurden nicht bemerkt, da wir nicht schossen. Vor uns lagen Vermundete, die laut beteten und schrien und vor lauter Schmerzen um Hilfe schrien. Konnten leider nicht helfen, da wir uns nicht rühren durften. Französische Maschinengewehre schossen über unsere Köpfe. Graben uns teilweise mit den Händen ein. Alles hat sich zurückgezogen. Wir liegen allein noch da. Morgens 6 Uhr verlassen wir Stellung. Ich stürzte hin und viele andere, da Füße verfrorren. Gehen bis an den Wald. Stellen uns auf, um Verlast fortzusetzen. Bekommen plötzlich Infanteriefeuer. Werfen uns hin und warten Befehl ab. 1. Gruppe ausmarschieren, 2., 3., 4. usw. Die ganze Kompanie liegt. Alle Befehle werden fast und strikt befolgt. Halten ganzem Bataillon, circa tausend Mann, stand. Bekommen keine Unterstützung. Fünf Meter hinter uns schlagen französische Granaten ein. Wir ziehen ruhig weiter. Die meisten beten. Wenn Franzosen näher kommen, wie hart, sind wir verloren. Unser Patronenwagen muß fliehen, Munition geht uns aus. Ziehen uns rechts zurück, um Granatfeuer verfolgt. Sammeln uns. Gott war mit uns. Gatten nur 26 tote und Verwundete. Befehlen wieder Wald. Dürfen nicht zurückgehen. Abends Freiwillige vor für Patrouille. Melden sich nur noch mit mir drei Mann, mit Unteroffizier sind wir fünf Mann. Ziehen ab. Tausend Meter vor dem Wald heimwärts. Stehen vier Stunden. Ueberall starke feindliche Kräfte. Unteroffizier schickt mich und noch einen zurück zur Kompanie und bittet um Ablösung. Gehen zurück zum Wald. Ueberall raschelt es. Verirren uns und finden spät Waldweg zur Kompanie. Fünf und rechts sind Soldaten. Wagen uns nicht zu rufen. Kommen an den Ort, wo wir lagen. Kompanie aber nicht, dafür Franzosen da. Rufen rings um uns her. Wägen uns als Franzosen jedenfalls. Glauben uns verloren. Ziehen durch Franzosen hindurch nach bogen Minuten aus dem Wald. Gott schickte uns. Gingen den Weg, um als Franzosen zu gelten. Gehen durch Franzosen zu unserem Unteroffizier.

Wir ziehen uns zurück durch den Feind nach unserer Stellung. Verirren uns und bleiben liegen bis Mond hervorbricht. Morgens kommen wir endlich zu unseren Vorposten. Endlich gerettet! Alle meinten wir, es wäre unser Todes- oder Gefangenentag, die Nacht vom 10. auf 11. November. Gaben nun zwei Tage Ruhe. Kämpfen dann aber wieder fortwährend. Empfangen sieben Viebesgaben, Zigaretten und Zigaretten. Bin matt aber guten Mutes. Machte heute Nachtwache. Kurze Ruhe ausnützen zum Schlafen.

In Eile grüßt Euch alle Euer

J.

Allerlei.

a. Russische Kriegssensations-Dramen. Aus Kopenhagen, 20. Nov., wird uns geschrieben: In Russland wird zurzeit die dramatische Literatur hart vom Weltkrieg heimgesucht. Die Zensur hat in Petersburg bereits Erlaubnis gegeben, etwa 60 Stücke, die ihre Motive aus dem blutigen Weltkriege holen, aufzuführen. Einen mächtigen Erfolg hatte, wie dem „Temp“ berichtet wird, im Petersburger „Euwin's-Theater“ ein von dem Schauspieler Dalko verfasstes Drama, das den in russischen Ohren natürlich sehr schön klingenden Titel „Deutschlands Schande“ trägt! Die größte Sensation besteht darin, daß der deutsche Kaiser eine Hauptpartie in diesem Stück ist. Der erste Akt ist eine Art Prolog zum Drama. Es wird ein Ministerialrat unter dem Vorsitz des Deutschen Kaisers abgehalten. Im Manuskript des Verfassers war der Kaiser mit seinem wirklichen Namen genannt. Die Zensurbehörde verlangte indessen die Aenderung desselben in die Umschreibung „Der oberste Chef“. Am Ministerialrat nehmen Reichstanzler und auch viele Generäle teil. Alle Mitglieder des Staats-

rats mit einer einzigen Ausnahme sind für Krieg auf Leben und Tod gegen Russland und Frankreich gestimmt. Der einzige nicht Kriegsbegeisterte ist ein Veteran aus 1870, General Falz. Er schweigt anfänglich; als ihn aber der Kaiser zum Reden veranlaßt, hält er eine flammende Rede gegen den Krieg. Diese wurde bei der Eröffnung der Verhandlung vom Beifall des Publikums unterbrochen; der Beifall kulminierte, als der General äußerte, daß der Krieg — Deutschlands Ruin werden müßte! Der Prolog schließt damit, daß der „oberste Chef“ auf den Balkan hinausritt und eine Rede an das Volk hält. Die drei Hauptakte des Stücks spielen in russisch-Polen; der Verfasser läßt eine Reihe der entscheidenden Kriegsbilder vor den Augen des Publikums sich abspielen. Ein russischer Quisbeißer, Koslavin, hat an einer deutschen Universität studiert und ist begeistert für die deutsche Kultur; er will nichts glauben von dem, was die Blätter über die „deutsche Barbarei“ melden. Pöblich aber bricht eine deutsche Kompanie in das Gut ein; die grauenhaften Rohheiten werden von den deutschen Soldaten vollführt. Als Koslavin, bei der Eröffnung, von Kummer und Mut wild geworden, einem der deutschen Offiziere die Epaulette abriß, bekamen mehrere der Zuschauer Nervenanfalle und mußten hinausgeführt werden. Eine Dame, welche nicht mehr ihrer selbst mächtig war, warf ihr Dpernglas an den Kopf des Schauspielers, der die Rolle des deutschen Offiziers spielte. Hierin erblickt man in „Petrograd“ sicher einen ganz besonderen Erfolg des erschütternden patriotischen Dramas

General von Beseler an seine „Leinen Mitsüßers“. Der koopmännliche Plattbüchse Vereen Fritz Reuter in Greifswald hatte an den jüngsten Ehrenbürger von Greifswald, den General von Beseler, ein Glückwunschschreiben geschickt. Darauf traf jetzt folgende Feldpostkarte des Eroberers von Anivergen bei dem Vereen ein:

Den 30. Oktober 1914.

Meine Leinen Mitsüßers!

Ich dank Euch so vielfach für die freundliche Glückwünsche, über die ich mich sehr freut hemu. Ich denk noch oft und gern an Greifswald, wo ich dat baten Plattbüchse liecht hemu, dat mi möglich maht hett, Fritz Reuter to verstaht.

Mit veel horliche Grüß

General von Beseler.

Eine Stimme der Vernunft. Wie die „Deutsche Tageszeitung“ aus Genf erzählt, findet die Streichung der deutschen Inhaber der Ehrenlegion keinesfalls ungeteilten Beifall in Paris. Namentlich die Sozialisten wenden ein, daß zahlreiche Deutsche den nationalen Interessen wegen ihrer Verdienste um Frankreich ein Interesse erzielten. Ohne Zubas meiterliche Ueberzeugung wäre Kopand unbekannt geblieben, und auch der Volkstaktik erfuhr erst durch Judas neue Pflege. Vornehmlich Aerzte, wie Professor Koch n. a., die Gemeingut der ganzen Welt sind, darf man nicht so behandeln. Man müsse unterscheiden zwischen militärischer Ehrenlegion und privaten Verdiensten. Uebrigens hätten infolge politischer Korruptionen im letzten Jahrzehnt viele unwürdige Franzosen die Ehrenlegion erhalten; da hätte die Reformsetzung beginnen können.

Der verkannte Anst. Von einem schwedischen Maler, der trotz des Krieges Frankreich nicht verlassen hat und der ein überzeugter Anhänger des Kubismus ist, wird in schwedischen Blättern eine niedliche Geschichte erzählt, die erkennen läßt, wie gefährlich es im Kriege ist, Bilder zu malen, aus denen das Auge des gewöhnlichen Sierblichen nicht klug wird. Der Maler hielt sich in Barrièdes auf, einem Dorfe, das ein paar Meilen östlich von Paris liegt. Er hatte sich auf einer Brücke niedergelassen, um eine Farbenstige der Gegend zu malen, als er plötzlich von einer Schildwache angehalten wurde. Ein Korporal und zwei Mann kamen auf ihn zu und verlangten seine Papiere. Diese waren in Ordnung; verächtlich erlachten den Kriegern aber die Malerei. Der Korporal betrachtete sie eine ganze Weile und fragte dann:

„Was stellt das dar?“

„Es ist eine Skizze der hübschen Landschaft dort!“

„Neben Sie mir nichts ein!“ erwiderte der Korporal, „das ist doch keine Landschaft!“

Auch die beiden Soldaten gaben ihr unkritisches Urteil ab; aber keiner fand, daß die Malerei einer Landschaft gleiche. Und einer von ihnen sagte es kurz heraus:

„Das ist offenbar eine Karte!“

Der Korporal wurde ernt. „Sie wollen mir doch nicht einreden, daß Sie ein Künstler sind?“

Der Verdächtige wurde festgenommen; ein Soldat nahm die Leinwand unter den Arm, und man marschierte mit dem verurteilten Spion zum Marie des Dorfes. Der, ein alter Bauer, setzte sich die Brille auf die Nase, begnadete erst den Mann, dann seine Papiere und zuletzt die Leinwand. Dann begann er das Verhör: „Warum sitzen Sie gerade auf einer Brücke?“ — „Run“, sagte der Maler, „man hat eben von dort ein hübsches Bild.“ — „Sind Sie denn Maler?“ — „Ja, wohl, das steht ja in meinen Papieren.“ — „Aber das hier ist doch kein Gemälde!“ sagte der Maire und wies verächtlich auf die Farbenstige. „Das werden Sie mir wohl nicht weismachen wollen!“ — „Es gelang dem Maler jedenfalls nicht, den Bürgermeister eines anderen zu überzeugen; man hielt ihn für einen Spion. Zum Glück befohl der Schwabe eine französische Ausstellungsart, und erst, als er diese aus seinen Taschen gekramt hatte, ließ man ihn als ungefährlich frei. (Frankf. Ztg.)

Kriegshumor.

Sein Wunsch. Der Hiel ist als Leichtverwundeter für einige Zeit nach Hause gekommen und beklagt dabei auch des Nachbars Wehstand: „Hörst du, Sirgl, wann i' wieder drauß' steh' im Feld, na schickst d' mir die Sau als Liebesgab!“

Auch ein Theater. Bitte, finden hier an Ort während der Kriegszeit irgendwelche Theaterstellungen statt? — „Nein — aber am Unterbränstammlich wird jeden Abend die Kriegslage besprochen.“

Humor in Feldpostkarten. An den Kanonier Michael Maier bei der 5. Mörerbatterie, F. F.: „Warum läßt Du denn so wenig von Dir hören? Deine Mutter.“

Reflexion. Souffleur (im Felde bei Regen im Schlachtengraben): „Jetzt, wenn ich meinen Kasten über'n Kopf hätte, das wäre fein?“

(Liegende Blätter.)

